

Der Roman.

Morgen-Beilage des Wiesbadener Tagblatts.

Nr. 87.

Mittwoch, 12. April.

1916.

Um Ehre und Leben.

(18. Fortsetzung.)

Roman von Paul Blüß.

(Nachdruck verboten.)

Als er ihren erschrockenen Ton hörte und ihre erschrockenen Mienen sah, wurde er doch unschlüssig, und mit ruhiger Stimme fuhr er fort: „Ja, weißt du etwa nicht, wo du heute Abend warst?“

Mit wenigen Worten gab er Aufklärung.

„Ein solches Lokal meidet ein Dame, die nicht in Begleitung ihrer Angehörigen ist“, fuhr er fort.

Beobachtend hörte sie zu.

Und er sprach weiter: „Noch dazu mit diesem famosen Baron Deuben!“

Wiederum berichtete sie, woher sie ihn kannte. Kurt lachte hell auf. — „Das sieht ihm ähnlich, diesem Herrn! Der als Kunstbesitzer! Brillanter Witz! — Erstens ist es mit seiner Baronenschaft nicht allzuweit her. Eigentlich heißt er nämlich Deubenberger. Aber mit seinem Geld — wo er es her hat, weiß der liebe Gott! — hat er sich in San Marino oder sonst in einer kleinen Republik da unten den Barontitel gekauft und nun spielt er hier den Lebemann. Natürlich sieht ihn niemand für blass an. Nur sein Geld ebnet ihm den Weg. Und diese famose Pflegerin nebenan ist sein Geschöpf, die ihm hübsche junge Damen zuführt. Zuerst geht man ins Theater oder Konzert, dann soupiert man und trinkt Sekt, bis die Sinne nicht mehr klar sind. Natürlich hat der Baron alles bezahlt, Billetts und Wagen und Souper, alles, alles. Da hast du die Lösung des Rätsels. So sieht die Dame nebenan aus!“

Starr und entsetzt sah sie da und hörte zu.

„Das hast du gewußt und uns nicht gesagt?“ rief sie kitzelnd.

„Weider erfuhr ich es auch erst vor einer halben Stunde durch einen Freund, der das edle Paar und seine Machenschaften genau kennt.“

Da sank ihr Kopf auf den Tisch und sie begann bitterlich zu schluchzen. — „Mein Gott, mein Gott, auf welchen Weg war ich denn geraten!“ — Alles, was sie an Freude und Schönheit genossen, er, er hatte es bezahlt. Gräßlich, schmachvoll war das! — Wie befudelt fühlte sie ihre reinen Hände. — Und die von nebenan, alles Lüge und Gemeinheit, — und sie war hier ein- und ausgegangen, täglich und stündlich — gräßlich, gräßlich war das!

Doch Kurt tröstete sie: „Na, nun laß nur die Heulerei sein, damit Mama nicht auch noch den ganzen Salat erfährt. Und laß dir das für die Zukunft eine Warnung sein. Mit der holden Dame nebenan werde ich morgen früh klaren Tisch machen.“

Versehnt trennten sie sich.

Aber als Kurt am nächsten Morgen um halb neun bei Fräulein Wellina klingelte, bekam er von der Wirtin die Nachricht, daß die Dame noch in der Nacht ein Telegramm bekommen habe, worauf sie denn schon am frühen Morgen mit Sad und Pack abgereist sei.

Kurt lächelte und dachte: Glückliche Reise!

Lucie war durch dieses Vorkommnis völlig niedergeschmettert. Erst jetzt, nun sie in Ruhe über alles nach-

denken konnte, stieg ihr die helle Schamröte ins Gesicht. Mit vertrauender Naivität hatte sie dieser Nachbarin geglaubt, war ihr mit Liebe und Zuneigung entgegengekommen, hatte alles für recht und wahr gehalten, und doch war alles nur Lüge und Betrug gewesen.

Die hellen Tränen kamen ihr, wenn sie alles da überdachte. Wie gebrochen ging sie umher. Der Glaube an das Gute im Menschen war wie ausgelöscht.

Und doch mußte sie sich beherrschen, denn die Mama durfte ja von alledem nichts merken, weil ihrer schwachen Gesundheit jeder neue Kummer ferngehalten werden mußte.

Als aber am dritten Tage die Nachbarin auch nicht erschien, fragte die alte Dame: „Ja, was ist denn nur geschehen, daß Schwester Marie sich gar nicht mehr sehen läßt?“

Da half sich Lucie mit einer Notlüge: „Ach, sie ist verreist, Mutterchen, ein Telegramm hat sie abgerufen; sie wurde nach Wien zur Pflege einer bekannten Dame beordert, mit der sie nach dem Süden gehen soll; also dürfte sie wohl vorerst nicht zurückkommen.“

Frau Luise horchte auf, sie hatte ein feines Gehör. Sie ahnte, daß hier nicht alles in Ordnung war, aber sie schwieg und verhielt sich abwartend.

Mehr und enger denn je sah Lucie bei ihrer Arbeit, das war jetzt ihre einzige Rettung. Immer nur arbeiten und schaffen, nur nicht nachdenken, sonst kam sie über die Schmach nicht hinweg.

Nur manchmal, wenn sie nun wieder Tag für Tag so allein saß und die ganze Ede und graue Eintönigkeit ihres Lebens empfand, kam es denn doch wie eine stille Trauer über sie, und dann packte sie eine heiße Sehnsucht nach dem Schönen und Bichtvollen, in das sie nun einmal hineingeschaut hatte und das ihr nun für immer wieder verschlossen sein sollte. Mehr denn jemals vorher erkannte sie, welch furchtbare Strafe des Schicksals die Armut war. Und mehr denn jemals erückte ihr Schicksal sie nieder, so daß sie alle Freude und Hoffnung verlor und nur eine getriebene Zukunft vor sich sah.

Wenn sie aber daran dachte, um welchen Preis sie sich so ein von Freude unentleitetes Dasein erkaufen sollte, — nein! dann wurde sie von einem noch größeren Grausen und Entsetzen gepackt, — nein, nein, nur dieses Fürchterliche, Beste nicht! — Lieber hier in Einsamkeit allein vertrauern und verkommen, als so zu enden! Und noch eifriger sah sie dann und arbeitete, so lange sie nur konnte.

Aber zu ihrem nicht geringen Schrecken gab es noch und noch nicht mehr viel zu tun, denn die Bestellungen wurden kleiner und kleiner, und endlich hörten sie ganz auf.

Das verstand sie nicht ganz. Gerade jetzt, nun Weihnachten da war, hatte sie erst recht auf starken Absatz gerechnet, da sie glaubte, die kleinen Sachen würden sich zu Geschenken vortrefflich eignen; und nun wurde ihr gar nichts bestellt, das begriff sie nicht.

Und so schwer es ihr auch wurde, eines Tages machte sie sich auf den Weg nach dem Geschäft, um einmal selbst Nachfrage zu halten.

Der Chef empfing sie wieder mit jenem eigenthümlichen Lächeln, das ihr schon damals die Schamröthe ins Gesicht getrieben hatte. Sie bewang jedoch ihren Arger und fragte nach dem Grund der ausbleibenden Vorstellungen.

Mit unverkennbarem Spott antwortete man ihr: „Ja, Fräulein, sollten Sie den Grund denn nicht selber kennen?“

Ganz erstaunt verneinte sie.

„So, nun dann will ich es Ihnen sagen“, fuhr der Chef mit ironischem Lächeln fort, „der Herr Baron Reuben ist seit acht Tagen fortgereist, ich glaube nach dem Süden, und wohl auch auf längere Zeit, und da hat er eben keine Bestellung mehr erteilt.“

„Baron Reuben? Wieso denn der? Was hat denn der damit zu tun?“

„Was der damit zu tun hat? Ja, liebes Fräulein, der Herr Baron war doch überhaupt von Anfang an der einzige Besteller; er ganz allein war ja der Hauptabnehmer all Ihrer Arbeiten! Wussten Sie denn das gar nicht?“

Sie glaubte, ihren Ohren nicht trauen zu sollen. Ein Schwindel packte sie. Sie mußte sich setzen, — — es war ja nicht möglich, nicht möglich! Sie mußte sich verheißt haben. Es mußte ein Irrtum sein! Nicht möglich war es ja!

Und doch war es so, noch einmal wiederholte man ihr Wort für Wort. — Kein Irrtum. Kein Verheiß. — Es war so. — Er, er allein war immer nur der Besteller gewesen.

Gräßlich! Gräßlich war das!

Aber als sie ihre Schwäche überwunden hatte und nun in den Gesichtern ringsum halb Spott, halb Mitleid las, da raffte sie sich auf und wandte wortlos hinaus.

Sie zitterte und hatte am ganzen Körper, sie schleppte sich bis zum Tiergarten, und dort, obgleich es bitter kalt war, sank sie matt und schlaff auf eine Bank hin.

Er, immer nur er! Immer nur dieser widerliche, aufdringliche Mensch, der ihre Wege gekreuzt hatte, stand vor ihrer Seele!

Von seinem Gelde hatte man all die lange Zeit gelebt!

Gräßlich! Nicht auszudenken war das ja!

Beschmutzt ihre Hände, beschmutzt ihr Dasein!

Pfui, pfui, wie gemein war das!

Mit starren, tränenleeren Augen sah sie vor sich nieder. — Ein Ekel, ein unsagbarer Ekel vor dieser Welt voll Lüge und Heuchelei kam über sie.

Und machtlos stand sie alledem gegenüber. Preisgegeben der schrankenlosen Willkür solcher reichen Genüßlinge und Schmarober. O, Armut! Armut!!!

Drohend ballte sie die Hände zusammen.

Aber im nächsten Moment wich die Schwäche von ihr.

Nein! Nicht schlapp werden! Nicht sich unterliegen lassen! Kopf hoch und weiter! Dies Leben war ja ein Kampf, sie wußte es ja. Also mußte man gewappnet und auf alles gefaßt sein. Durch! das war ja ihre Devise.

Nicht sich vom Unglück aus dem Gelfe bringen lassen, — stärker sein als das Unglück, daraus lernen und mit neuem Mut den Kampf aufnehmen und von vorn anfangen!

So stand sie auf und ging nach Hause.

Der Mama sagte sie auch hiervon nichts. Weshalb die alte, schwache Frau aufregen? Nein, sie trug alles allein.

Und dann begann sie von neuem, auf die Suche nach Arbeit und nach Absatz für ihre kleinen Malereien zu gehen.

Nun aber lernte sie erst einsehen, wie schwer das war. — Mit Not und Mühe brachte sie die paar fertigen Stücke an. Aber Nachbestellungen erfolgten nicht.

Mit Sorgen sah sie in die Zukunft. Es blieb nichts anderes übrig, als sich nach einem anderen Erwerbszweig umzusehen oder sonst eine feste Stellung anzunehmen.

Aber noch eine neue Sorge kam über sie.

Durch Zufall geriet ihr eines Tages das Bankbuch, das sonst die Mutter verwahrte, in die Hände, und da sah sie zu ihrem Entsetzen, daß schon fast ein Drittel des eingezahlten Kapitals abgehoben war. Erstaunt fragte sie: „Wie ist das möglich? Wir leben doch so sparsam, daß wir bisher gut mit meinem Verdienst auskommen?“

Frau Luise wurde ein wenig verlegen und endlich gestand sie unter Seufzen, daß sie an Kurt so viel fortgegeben habe.

Lucie war empört: „Aber Mama, denkst du denn nicht an dich selber? Dies Geld soll doch als Notgroschen für dich angelegt bleiben, und nun gibst du es Kurt, der es leichtsinnig verjubelt!“

Doch die alte Frau nahm ihren Liebling auch jetzt wieder in Schutz. — „Schilt nicht ewig auf den armen Jungen, er hat es schwer genug, und ich bin zufrieden, wenn er sich in seinen neuen Beruf hineingewöhnt. Die paar Mark will ich ihm gern opfern. Sobald er Gehalt bekommt, wird er mich ja auch unterstützen.“

„Aber wie ich mich einschränken muß und entbehren muß, kann er es doch wohl auch“, erwiderte die Tochter ein wenig verbittert.

„Du und ich, wir leiden ja auch schwer genug unter dem Wechsel der Verhältnisse, gewiß, es ist ja wahr, aber er hat doch am schwersten darunter zu leiden. Früher Offizier und heute Bankbeamter, das vergiß doch nicht, mein Kind.“

Lucie sah ein, daß sie doch nichts erreichte, deshalb stritt sie auch nicht weiter. Aber das kleine Kapital wollte sie von nun an doch ein wenig sicherer halten.

„Das Scheckbuch werde von nun an ich verwahren, Mama“, sagte sie sehr bestimmt, „sonst macht sich Kurt deine Gütmütigkeit noch mehr zunutze.“

Frau Luise wollte zuerst dagegen protestieren, als sie aber sah, daß die Tochter diesmal ihren Willen durchzusetzen verstand, gab sie schließlich schweigend nach.

Bald darauf war Kurt natürlich wieder einmal in ganz schrecklicher Verlegenheit und kam bittend und schmeichelnd zur lieben Mama.

Diesmal aber täuschte er sich. Die alte Dame beharrte verneinend, sie könne nichts mehr tun, das Buch würde jetzt von Lucie verwahrt. Sofort lief er zur Schwester. Die war ihm ja zu Dank verpflichtet, darum sollte sie schon herausrücken.

Doch Lucie wies ihn kühl und bestimmt ab, indem sie erklärte: „Das Geld bleibt für Mama liegen und wird nicht mehr angerührt. Ein Notgroschen muß für alle Fälle da sein.“

„Aber ich brauche das Geld notwendig, ich bin in peinlichster Allemuel!“ bat er.

„Bedaure sehr. Ich geb' dir nichts. Richt' du dich mehr mit dem ein, was du bekommst. Als Taschengeld sollte es doch wirklich reichen. Denn hier bei uns brauchst du davon doch nichts abzugeben.“

Da wurde er zornig. — „Um deine Ratschläge habe ich dich nicht gebeten.“

„Ich gab sie auch ungebeten“, entgegnete sie ruhig.

„Also, bekomme ich Geld oder nicht?“

„Von mir nicht einen Pfennig.“

Wütend starrte er sie an, dann fuhr er los:

„So also dankst du mir, daß ich dich aus dem Schmutz damals herausgezogen habe? Wenn ich nicht gewesen wäre, wer weiß, was du dann geworden wärst!“

(Fortsetzung folgt.)



== Lesefrucht. ==



Die Kunst, reich zu werden, ist im Grunde nichts anderes als die Kunst, sich des Eigentums anderer Leute mit ihrem guten Willen zu bemächtigen.

Wieland.

Die Bartholomäusnacht.

Von Hermann Kesser.*)

Warm und dunstig senkte sich die Sommernacht auf die Hügel von Paris, auf die Seine und die wasserumspülte Notre-damekirche, auf die Paläste und Gärten, die Zinnenmauern und Klöster herab. Von dem langen Tag und der Abendschwüle ermattet, fielen die Menschen mit trägen Gliedern und taumelnden Köpfen auf ihre Lagerstätten, und aus ihrer verhaltenen Angst und Not stieg vieles in Träumen gärend und heiß empor. Aber indes in den kalvinistischen Häusern die Lichter verlöschen und am verschleierte Himmel die schmale Sichel des neuen Mondes unter blassen Sternen aufging, erhoben sich Tausende und Tausende, wappeten sich im Namen des ewigen Seelenheils in Erz und Stahl und nahmen geweihte Dolche und Schwerter, gefegnete Pistolen und Mäuseteten an sich, um die unwissenden Schläfer in der zweiten, schon sonntäglichen Hälfte der Nacht mit schändlichen Greueln aus ihrer Ruhe zu schrecken.

Wie wenn sich in der stillsten Nachtstunde die unbewegliche Erde gespalten und der dunkle Himmel entladen hätte, um aus verborgenen Schlingen raschfüchtige Ungeheuer und fähliche Waffengepenfer auszuspähen, so füllten sich um Mitternacht die Straßen und Plätze der Stadt mit Scharen bewaffneter Bürger, gehorsamer fremder Soldaten, leidenschaftlicher Priester und Mönche und gedungenen Nachbarheims, mit wachenden und schwellenden Scharen, die sich in einer grauenvollen Ordnung und entfehligen Vernunft bereitstellten und sich anschlachten, den kalten Mord in die schlafenden hugenottischen Häuser zu tragen. Die Frühmettenglocke auf dem Turm von Saint Germain l'Auxerrois gab um Mitternacht die Erlaubnis zum Morden; von andern Türmen wurde ihr Antwort und unter dem Lobgeläute der Kirchenglocken und dem lauten Gesang und Gebet der Mönche ging die Ausfahrt von dem Zwist und Hader katholischer und hugenottischer Fürsten und Feldherren in roten und brennenden Farben auf.

Schlächter und Lastträger gingen mit Äxten, Hämmern und Keulen voran, schlugen die festen Türen ein, hämmerten Tore aus ihren Angeln und rissen die Fenstergitter aus harten Mauern, so daß die Häuser der Hugenotten wie bei einem Erdbeben erzitterten und Altern, Kinder und Hausgefinde von dem Dröhnen und Knachen brechender Wände und klirrender Fenster aus dem Schlummer geweckt wurden. Wie hungrige Tiere sprangen die ungebildeten Mörder mit ihren gierigen Schwertern in die aufgewissenen Häuser und durchbohrten die Menschen auf ihrem Teppichlager. Nach vielen griff der Tod, ehe sie die verschlafenen Augen verwundert aufschlagen konnten; andere hielten beim Anblick der entmenschten Gesichter und Mörderhände laum, wie es das erste Entsetzen eingibt, den Arm zur Abwehr entgegen; wieder andere starben in dem Glauben, sie würden durch schaurige, höllische Geister aufgeschreckt, mit einem kurzen Stoßgebet auf den Lippen, und nur wenige stürzten bleichgelb und noch stumpf und trunken vom Schloße im Nachgewand auf die Straße, wo sie entweder an rostlose Dolchspitzen oder an sperrende eiserne Ketten gerieten. Manche aber trochen selbst in den Rauchfang, und es zwängten sich ihrer auch welche durch die Dachlaken hinaus und entkamen auf die anschließenden Dächer katholischer Häuser. Doch selbst unter diesen wurden beim hellen Schein der Fackeln und Beckfränze viele erfaßt und von Gefinften, an die sie sich todängstlich klammerten, wie verendende Vögel heruntergeschossen.

Wald waren die Mordgrubengassen feucht von vergossenem Blut, als ob es Purpur vom Himmel geregnet hätte; die Schengen aber behängten sich mit dem Geschmeide der Erschlagenen und schwärmten weiter von einem gezeichneten Haus zum andern, und es kam bei der nächtlichen Feiertmusik der Kirchenglocken und mönchischen Chöre ein Raufsch über sie, als hätte der Herrgott selbst sie zu Richtern und Henkern über die Reher gesetzt. Sie mordeten kühner und dreister.

Inzwischen war der weisse und tapferste aller Hugenotten, der Admiral Coligny, längst von der Leibwache des Herzogs von Guise auf seinem Wandlager überfallen, von hundert Stichen und Stichen getroffen und sterbend in den Hof seines Hauses hinabgeschleudert worden; in der Vorstadt Saint Germain jagten hugenottische Edelleute fast unbekleidet auf ungesattelten Pferden wie wilde Reiter ins Land hinaus; in der Seine erschlugen Fischer mit schweren Stangen die schwimmenden Flüchtlinge; und in den Palästen, wo ein bewaffneter Troß hugenottischer Edelleute dem Mord widerstand, wurden Augen geossen. Verlaute Katholiken mordeten ihre protestantischen Freunde, und, um sich zu retten, suchten zitternde hugenottische Kavaliere, die die Günst katholischer Damen genossen, bei ihren Liebsten Schutz. Im Louvre ließ der Obrist der Schloßwachen das Gefolge des Königs von Navarra vor den Augen ihres Herrn niedermachen; die Protestanten, die man in Schlafzimmern, Gartenwinkeln und im Dunkel entlegener Gänge und Kammern fand, wurden hervorgezogen und von den schottischen Schützen umgebracht; der Palast des Königs von Frankreich war ein großes Sterbehäus, in dem nur Stöhnen und Achzen erscholl.

Draußen aber stand unter einem hohen und gewölbten Fenster ein schlanker und junger Herr, der weder Helm noch Hornisch trug und in bunte heitere Seide gekleidet war. Er betrachtete, indem er zuweilen mit seinen wehenden Händen spielte, die Flüchtlinge, die dem Gehimmel der Gassen entgangen waren und Schutz im Palaste des Königs zu finden gedachten, und er sah es mit Wohlgefallen, daß die Garbesoldaten wie feste Mauern die Eingänge umgaben, sah, wie sich die härterringende Hoffnung fliehender Männer, Frauen und Kinder an den unerschütterlichen Reihen brach, und wie dann die Verzweifelten nach dem abfallenden Ufer der Seine rannten, um sich dort in schwere Lastboote zu stürzen.

Es kamen ihrer viele, Männer, die wie scheues von Treibern gelehrt Bild dahinschlügen, Frauen, die wie toll von Flammen verfolgte Pferde bestimmungslos liefen, und Kinder, die wie atemlose kleine Gunde an ihrer Seite dahinsprangen.

Und in diese Unglückseligen fielen mit einem Male, wie kurze flackende Geißelhiebe, scharfe Aufbausehüsse, bei denen manch einer mitten im Lauf die Arme in die Luft warf und das Gesicht in die Erde grub. Die Schüsse aber kamen aus dem hohen Fenster am Louvre, darin jezt der König von Frankreich, der neunte Karl aus dem Hause der Valois, einen Fuß in das Bismert des kleinen Fenstervorsprungs gestemmt, wie ein Jäger auf dem Anstand der flüchtigen Hugenotten wartete, den Schast an die Wange drückte, wenn er gewährte, daß einer von der Erschöpfung zu Boden gerissen wurde, und mit runder Gelenkigkeit zielte und losdrückte, wenn einer von der Angst wieder aufgeschleudert wurde.

Der Pulverdampf von den Schüssen erfüllte in hellen und schwebenden Wollen das Fenster, ein Diener stand hinter dem König und reichte ihm immer wieder ein frisch geladenes Feuerrohr. Die Wachen aber hörten, wie der König in wahrwühiger Verzückung brüllte und in gellendes Lachen ausbrach, sobald die Hunde nach einem gelungenen Schuß an der Pulustrade hinaussprangen und sich aus dem Fenster werfen wollten, um dem Schützen die Beute heranzuschleppen.

Solches sahen die Hellebardiere, die Schorffschützen und die Reiter des Königs von Frankreich, und wer unter ihnen, um den Mörtern Vorstand zu leisten, noch ausziehen mußte, der rief es in die wütenden Scharen hinein, daß der König selber die Reher richte. Und dann wuchsen der Lust und dem Grimm der mordenden Bande noch schnellere Flügel, und des Schlachtens und Tötens war kein Ende.

Die Schwerter mähten, und die Dolche stießen; die Hellebarden fuhrn in offene Brüste, die Äxte spalteten ungeschützte Häupter, und die Pistolen und Arkebuser zerschmetterten fliehende Glieder; die Hugenotten starben wie verzuckendes weiches Getier, das von unbarmherzigen Eisenfingern zerdrückt wird und nicht weiß, wohin es sich wenden soll.

22 = Bunte Welt. = 22

Aus der Kriegszeit.

Kriegstechnische Notbehelfe bei Freund und Feind. Die alte Lehre, daß Not gelehrt macht, hat nirgends so viel Wirksamkeit wie im Felde. Ganz besonders bieten die mannigfachen, aus der Natur des Ortes und Kampfes im Stellung-

*) Hermann Kesser gehört zu den seltenen selbststärkeren Künstler-naturen, die erst mit völlig Reifem in den Lichtkreis der Öffentlichkeit traten. So stellte ihn gleich sein erster Schritt in die vorderste Reihe: als sein „Lufas Langtoster“ erschien, wurde er als die bedeutendste historische Novelle seit E. B. Meyer gefeiert. „Lufas Langtoster“ eröffnet auch den Reigen der „Novellen“, die demnächst im Verlag von Huber u. Co. in Frauenfeld und Leipzig herauskommen. Wir geben unseren Lesern im folgenden einen Ausschnitt aus diesem kulturgeschichtlichen Rundgemälde.

Krieg auftretenden Anforderungen reichlich Gelegenheit zum Erfinden von kriegsbahnischen Hilfsmitteln verschiedenster Art. Diese Notbehelfe sind ebenso zahlreich wie vielgestaltig, vom primitivsten Werkzeug bis zur sinnreichen Verwendung der Kleinmechanik. Die Techniker, Zimmerleute, Schmiede, Schlosser, die in den Pionierabteilungen wie auch in den Reihen der Kampftruppen zur Hand sind, haben im Laufe der langen Kriegszeit alle möglichen Neuerungen erdacht und praktisch ausgeführt, die dem Soldaten im Felde zuflatten kommen. Eine Reihe solcher kriegstechnischer Kleinigkeiten, wie sie Dr. Georg Stumm im nächsten Heft der bei der Deutschen Verlagsanstalt in Stuttgart erscheinenden Zeitschrift „Über Land und Meer“ schildert, gewähren — ohne ein Geheimnis preiszugeben — Einblick in diese merkwürdigen und zum Teil modernsten Werkstätten des Krieges. Wo z. B. die vor dem heranschleichenden Feinde warnenden Alarmvorrichtungen aus irgendeinem Grunde nicht zur Stelle sind, werden oft leere Konservenbüchsen verwendet. Diese werden durchbohrt, mit kleinen Steinchen gefüllt und in Abständen auf Draht aufgereiht. Da diese Drähte ziemlich niedrig vor den Verhaueu angebracht werden, lassen die Büchsen bei der Berührung durch den nahenden Gegner ein klapperndes Geräusch vernehmen. Da beim Anfassen von Drähten oft Handverletzungen vorliefen, werden die Drahtgewinde häufig mit Fleischgabeln angefaßt. Sehr verschieden sind die oft von Soldaten erformenen Scheren zum Durchschneiden der Stachelgäule. So wurden russische Gewehre erbeutet, an deren Lauf eine unten geschärfte Klinge in Form eines gebogenen Fingers montiert ist. Um die an den Feind schleichenden Patrouillen möglichst schwer kenntlich zu machen, werden die Teilnehmer solcher Erkundungen in Mäntel gehüllt, deren Farbe der natürlichen Umgebung angepasst ist. Am bekanntesten sind die weißen Schneemäntel und schwarze Kapuzen für nächtliche Unternehmungen. Sehr sinnreich ist ein bei den österreichischen Truppen eingeführter Regenmantel, der durch einen einfachen Handgriff in einen Schlaffack verwandelt werden kann. Da die bei den Stahlschuttschilden unserer Feinde sichtbaren Gucklöcher gute Zielpunkte bilden, wurde der Versuch gemacht, die Gewehre zum Teil so auszugestalten, daß der Schütze während des Zielens und Schießens ruhig unter den schützenden Grabenrand geduckt sein kann. Eine hinter dem Gewehrlofen angebrachte Spiegelvorrichtung gestattet dem so in Deckung stehenden Mann, Visier und Ziel ins Auge zu fassen, der Abzug wird durch eine Schnur herabgedrückt. Allerdings wird durch diese Vorrichtung die Feuergefahrlosigkeit der Infanteristen ganz erheblich vermindert. Gegen eine Überraschung durch unsere Luftschiffe wurden von den Franzosen in der Umgebung von Paris sog. Hochstationen errichtet, die das Nähen der Zepeline rechtzeitig bekanntgeben sollen. Große, in einem Gestell nach allen Richtungen leicht drehbare Schalltrichter, an deren Enden Mikrophone eingebaut sind, sollen hierzu dienen. Die jüngsten Erfolge lassen die Vorzüge dieser Apparate allerdings als sehr zweifelhaft erscheinen. Schließlich seien noch die aus Holz oder Metall verfertigten Kugelhandschuhe der Franzosen erwähnt. Durch ein faustgroßes Loch in diesen Äußern wird die Hand hineingesteckt, und auf diese Weise werden die Pionierarbeiten bei Pfählen in den harten Erdboden gehauen. (Bersf. Wln.)

Die französischen Geisterbeschwörer. Während man in Frankreich naturgemäß in den verschiedensten Berufsarten über den andauernden Niedergang der Geschäfte klagt und sich in vielfacher Weise durch den Krieg bedrückt und eingeschränkt sieht, ist ein Beruf zu unermesslich hoher Entfaltung gelangt: nämlich der Beruf der Geisterbeschwörer und Zukunftsdeuter. Wenn die Gilde der wahr sagenden Männer und Frauen in Paris sich schon im Frieden des lebhaftesten Zuspruches erfreute, so sieht sie jetzt im Kriege ihr Gewerbe in vollster Blüte stehen. Noch niemals haben die Pariser Traumbedeut, Mondsuchtigen, Geisterbesucher usw. so viel Geld verdient wie in dieser Kriegszeit. Die Zahl der neuen Spiritisten und Spiritistinnen, die sich mit Erfolg niedergelassen haben, um aus der Verwirrung des dem Übergangenen so leicht ergebenden französischen Publikums Nutzen zu ziehen, vergrößert sich fast von Woche zu Woche. Man liest von den verschiedensten geheimen Zirkeln, von dämonischen Sitzungen und tabakistischen Beratungen, und selbstverständlich bildet stets der Krieg das Thema, um das sich alle diese mythischen Veranstaltungen drehen. Auch die okkultistische Literatur ist damit diesen Zuständen stark angewachsen, und es gibt sogar regelmäßig e-

scheinende Zeitschriften, die ihre Spalten von der ersten bis zur letzten Zeile mit mehr oder weniger abenteuerlichen, stets aber für Frankreich glorreichen Kriegsprophezeiungen füllen. Es gibt Zeitschriften über Magie, über Handleskunst, über das Geheimnis, aus Karten, Würfeln und selbst Nähnadeln die Zukunft zu erfahren, über Visionen und Hellseherei schwindehastester Art. Ganz besonderen Interesses erfreut sich eine Zeitschrift, die den merkwürdigen Titel „Der Krieg der nächsten Woche“ führt und kühn behauptet, in der glücklichen Lage zu sein, ihren getreuen und pünktlich den hohen Abonnementspreis entrichtenden Lesern fortlaufend die kriegserischen Ereignisse der nächsten acht Tage voraussagen zu können. Doch alles, was dieses Prophetenblatt sich bisher leistete, wird durch die neueste darin abgedruckte Mitteilung übertroffen, über die der „Matin“ zu berichten weiß. Das Blatt bringt ein angeblich authentisches Gespräch zwischen dem Feldmarschall v. d. Goltz und — Christus. Der Unsinn wird so weit getrieben, daß man den Lesern einzureden sucht, den Wortlaut dieses spiritistischen Dialogs auf ebenso geistreiche wie zuverlässige Weise vernommen zu haben. Zwar birgt dieses wunderbarste aller Gespräche keinerlei besondere Prophezeiung — davon abgesehen, daß natürlich Frankreich der Sieg in Aussicht gestellt wird —, dafür ist aber der Dialog in großartigen blumenreichen Versen gehalten. Dieses Gedicht, das, so unglaublich es klingt, in Frankreich eine ganze Schar gläubiger Leser fand, bildet jedenfalls das nachdrücklichste Dokument für die nachgerade trostlose Geistesverfassung, unter der große Kreise der sogenannten gebildeten Bevölkerung in Frankreich leiden.

Der berühmte Heidelberger Philosoph Bruno Fischer (1824—1907) erzählt aus seiner Schulzeit, wie wir einem leebem im Verlage von W. G. Teubner (Leipzig-Berlin) erschienenen Wändchen „Mathematischer Anekdoten“ von Dr. W. Ahrens entnehmen, folgendes Erlebnis: Zwei seiner Mitschüler hatten einen recht simplen Oheim, der ihre Schularbeiten bisweilen ansah, obwohl er nichts davon verstand. Einst fand er sie nun mit einer mathematischen Rechnung beschäftigt und sah bei dieser Gelegenheit zum ersten Male in seinem Leben Bogas Logarithmentabelle. Das große Buch, das von vorn bis hinten nur Zahlen und wieder Zahlen enthielt, erregte sein höchstes Erstaunen und seine Neugierde. Er fragte also, was das sei. Einer der Knaben nahm, der Schwere der Arbeit angemessen, eine höchst bedrückte Miene an und antwortete: „Es sind die Hausnummern von Europa.“ Der Oheim sagte nichts, zweifelte aber nicht an der Wahrheit. Warum auch sollen Zahlen keine Hausnummern sein? Den ganzen Tag über war der gute Mann sehr nachdenklich und abends äußerte er im Bekanntenkreise, man habe zwar schon in seiner Jugend viel lernen müssen, aber das sei doch nichts gegen die jetzigen Anforderungen. Da saßen nun seine armen Neffen zu Hause und hüffelten, und was lernten sie? Die Hausnummern — von Europa! Er habe ja zu ihnen nichts gesagt, da er ihnen die Arbeit nicht habe verleiden wollen. Er erkenne auch nicht den Nutzen der Sache; denn wenn man noch einmal Paris einnehme, so sei es freilich recht angenehm, gleich alle Hausnummern zu wissen.

Der „Bispeirod“ als neueste Modestform wird, wenn nicht alle Zeichen täuschen, die hauptsächlichste Modestform der kommenden Sommermode sein. Die ersten Modelle, die sich jetzt zeigen, scheinen dem hier und da auftauchenden Panierrod mit seinen ungraziösen Raffungen unter den Hüften erfolgreich Konkurrenz machen zu wollen. Besonders bemerkenswert ist bei der neuen Form, daß sie sich vielfach aus zweierlei Stoffen zusammensetzt. Auch mit Seide, Samt mit Seide oder Spitzen, Seide mit Wolle oder glatten, gemusterten Stoffen in harmonisierender Farbzusammensetzung. Der zipfelige Überrod, vorn und hinten in Spitzen auslaufend, die bis zum Rocksaum gehen, ist seitlich unter den Hüften meist nur um ein Drittel seiner Länge verkürzt, seltener um zwei Drittel derselben. Vereinzelt sind diese stark ausgeschweiften Zipfelüberwürfe dann etwa handbreit mit abstechendem, farbigem Seidenfutter versehen, das bei stark gereizten Überwürfen rechts und links wasserfallartig sichtbar wird. In Übereinstimmung mit diesem Unterfutter muß dann die zu einer Trägertaille getragene Bluse sein. Für praktische Hausfrauen eine Gelegenheit, unmoderne enge Kleider mit passenden Stoffen zu einem hochmodernen neuen Gewand umarbeiten zu lassen.